

| Diagonale | 26 |

Eröffnungsrede von Dominik Kamalzadeh und Claudia Slanar
18. März 2026 | Helmut List Halle | Graz

Eine der großen Herausforderungen unserer Zeit besteht bekanntlich darin, Aufmerksamkeit zu bekommen, ohne dabei gleich zum Megafon greifen zu müssen.

Schon 2007 hat der US-Schriftsteller George Saunders in einer prophetischen Erzählung auf eine Dynamik aufmerksam gemacht, die unseren öffentlichen Diskurs heute mehr denn je bestimmt. Ihr Titel lautet „The Braindead Megaphone“ – unschön, aber nicht unzutreffend ins Deutsche übersetzt: *das Megafon der Vollidioten*.

Der Trick dieser Geschichte ist ebenso einfach wie effektiv. Ein Gast einer Party erscheint mit einem Megafon. Der Mann ist nicht besonders intelligent. Tatsächlich ist er ziemlich dumm. Und doch bringt er mit seiner Strategie eine bis dahin ausgewogene Gesellschaft sukzessive in Bedrängnis. Es geht Saunders nicht nur um den eigentlich banalen Umstand, dass derjenige, der am lautesten schreit, am ehesten von allen gehört wird. Entscheidender ist, was dann passiert: Seine Ausfälle setzen eine Spirale an Reaktionen in Gang, einen „amplification process“, eine Verstärkungsdynamik also. Mit der Zeit drehen sich auch die Gespräche der Vernünftigen nur noch um ihn. Andere Themen verschwinden. Die Aufmerksamkeit verengt sich.

Warum? Weil die anderen Gäste zunächst noch versuchen, sich an die Regeln des sozialen Anstands zu halten. Sie widersprechen, korrigieren, reagieren, erklären, ärgern sich. Kurz: Sie beginnen, ihre Aufmerksamkeit um ihn herum zu organisieren – und verstärken dadurch doch nur den Lärm. Saunders' Pointe ist beunruhigend: Das Problem ist nicht nur das Megafon, sondern auch unser Umgang damit. Denn wer das Megafon besitzt, hat auch einen strukturellen Vorteil – selbst dann, wenn er nichts als Unsinn zu sagen hat.

Wir sind uns sicher: Ihnen sind bereits einige Parallelen zu unserer Gegenwart aufgefallen –Details wie Politikernamen bitte nach Belieben ergänzen! Die Akzelerationsspirale, von der Saunders erzählt, ist uns nur allzu vertraut. Ereignisse, Empörungen, Skandale, Krisen – alles scheint sich in immer kürzeren Zyklen zu über-

schlagen. Auch dieses Jahr hat uns bereits mit einer ganzen Serie von Krisen überrollt – nicht zuletzt mit einem neuen, brandgefährlichen Krieg im Iran – in dem das Entscheidende, die Befreiung eines Landes von einer zu allem entschlossenen Diktatur, zunehmend in den Hintergrund rückt. Auch die Diagonale ist indirekt betroffen: Unser Jurymitglied Faraz Fesharaki kann derzeit nicht aus dem Iran ausreisen, ebenso wie Massoud Bakhshi, der als Regisseur im Wettbewerb vertreten ist. Unsere Gedanken sind bei ihnen, wir hoffen sehr, dass es beiden gut geht.

Die bange Frage lautet deshalb: Was kann man dem entgegenhalten? Und was hat das alles mit Kultur zu tun – mit der Öffentlichkeit eines Filmfestivals? Vielleicht genau dies: Ein Festival ermöglicht einen anderen Raum. Einen Raum, in dem Aufmerksamkeit nicht durch Lautstärke organisiert wird. Einen Raum, in dem man nicht gezwungen ist, sofort zu reagieren. Einen Raum, in dem nicht das Megafon entscheidet, was wir hören, sondern die Bilder, die wir gemeinsam betrachten. Ein Festival ist keine Arena für Likes, sondern ein offener Ort der Begegnung, der Auseinandersetzung, der Kritik – ja, vielleicht sogar der Ratlosigkeit. Aber einer produktiven Ratlosigkeit, die neugierig machen sollte, Fragen aufwirft und Lust auf Reibung erzeugt.

Und ein Festival ist ein Raum, der – das kann man in Zeiten sinkender Kulturbudgets und der Empörungsdynamiken wie zuletzt rund um die Berlinale ruhig sagen – nicht mehr so selbstverständlich ist. Eine Filmkultur, die von Vielfalt lebt – von Dokumentar- und Spielfilmen, von essayistischen Formen, radikalen Perspektiven und präzisen Beobachtungen – lässt sich nur schwer in die Logik kurzfristiger Sparmaßnahmen pressen. Wer an der Finanzierung spart, spart am Ende an der Vielfalt. Und Vielfalt ist beim Film kein dekorativer Zusatz. Sie ist sein Lebenselixier – nicht zuletzt des österreichischen.

Auch deshalb drängt es, alternative Modelle der Finanzierung zu entwickeln und Streamingplattformen stärker an die Finanzierung nationaler Filmkulturen zu binden. Es gilt sicherzustellen, dass jene Filme entstehen können, die sonst leicht aus dem Blick geraten würden. Und natürlich geht es dabei nicht nur um ihre Herstellung. Es geht auch um die Orte, an denen sie überhaupt gesehen werden können – um Kinos, um Filmfestivals, um jene Institutionen also, die das Kino zu einer öffentlichen Erfahrung machen und dafür ebenfalls die Mittel brauchen, um ihre Arbeit fortsetzen zu können. Als elementarer Zusatz für die zukünftige Kulturvielfalt der Steiermark dürfen wir noch ergänzen: ORF-Abgaben, die in Kulturbudgets fließen, dürfen nicht einfach so abgeschafft werden.

Das diesjährige Programm der Diagonale bewegt sich oft im Zwischenraum. Es gibt Filme, die kulturelle Zwischenzustände erkunden – das Leben zwischen Sprachen, zwischen Ländern, zwischen Familiengeschichten. Andere Filme geben jenen eine Stimme, die aus politischen oder historischen Gründen kaum gehört werden. Wieder andere verschieben die sinnliche Ordnung des Kinos selbst – indem sie den Hörsinn über den des Sehens stellen und uns so einen anderen Zugang zur Welt eröffnen. Es gibt mehr offene Fragen als Antworten: Manchmal hilft es, die ganz großen fast naiv noch einmal den eigenen Eltern zu stellen, manchmal entstehen im Dialog mit der K.I. profunde Einsichten über menschliche Sonderlichkeiten.

Dass die Dinge nebeneinander bestehen können und in einen Dialog eintreten, ist das Ziel – eine dialektische Turnübung für das Denken: Dehnen Sie doch mit uns Ihre Ambiguitätsmuskulatur, lösen Sie Ihre Meinungsverspannungen im Kino auf. Das Kino ist ein besonders guter Ort für solche Übungen. Denn für die Dauer eines Films dürfen wir etwas tun, das im Alltag erstaunlich selten geworden ist: Wir dürfen unsere Meinungen kurz beiseitelegen und uns der Vorstellungskraft anderer Menschen überlassen.

Ein Festival ist ja nicht nur ein Programm, sondern auch eine Versammlung von Körpern. Körper, die im realen Raum zusammenkommen und gemeinsam Erfahrungen machen. Das bedeutet natürlich nicht, dass Sie alle dieselbe Erfahrung machen. Aber jede und jeder von Ihnen erlebt diese Eröffnung zunächst einmal im eigenen Körper: in einem Körper, der stillsitzen muss, der vielleicht schon das eine oder andere Wehwehchen spürt, der atmet, der reagiert – und der zugleich in Beziehung tritt zu den vielen anderen Körpern, die ihn hier umgeben.

Körper sind nicht nur biologische Einheiten, sondern ein soziales, kulturelles und politisches Gebilde. Gerade der weibliche Körper wird immer noch als Ressource betrachtet, die kontrolliert und ausgebeutet wird. Dies geschieht nicht nur durch patriarchale Strukturen, sondern auch durch kapitalistische Logiken, die den Körper als Produktionsmittel betrachten. Körper sind keine monolithischen Blöcke, die „funktionieren“ – meistens tun sie ja das eher nicht, sie sind permeabel, sie sind dauernd undicht. Tränen, Blut, Schweiß, Rotz, Schleim, Sekrete laufen dauernd aus, manches auch wieder zurück. Körper werden dauernd moduliert, erweitert, unterstützt, damit sie funktionaler werden. Die Theoretikerin Silvia Federici hat deshalb darauf hingewiesen, dass der Körper nicht nur ein Objekt von Kontrolle ist, sondern auch ein Ort des Widerstands. Die Art, wie Menschen ihre Körper leben, bewegen und ausdrücken, ist

immer auch politisch. Körper können sich widersetzen, sich verbünden, sich gegenseitig stärken.

Der Körper der Hauptfigur in *Rose* von Markus Schleiner, unserem Eröffnungsfilm, ist ein Körper voller Ambiguitäten. Er ist ein Körper, der sich entzieht, der Rollen annimmt, der sich anpasst und zugleich widersetzt. *Rose* ist ein Film über eine Frau, die sich die Freiheit erlaubt, jemand anderer zu werden. Die Zumutung – wenn es denn eine ist –, die in einem Akt der Täuschung liegt, aus dem jedoch, und das ist das Paradoxe, allen Beteiligten ein Vorteil erwächst. Wahrheit und Rolle, Schutz und Selbstbehauptung, Täuschung und Emanzipation stehen hier nebeneinander, ohne sich sofort aufzulösen.

„So zu agieren, als wäre man schon frei“ – so beschreibt der Anthropologe David Graeber eine revolutionäre Geste. Nicht als Opfer der Verhältnisse, sondern als Versuch, diese Verhältnisse im Kleinen zu unterlaufen. Eine Praxis, die nicht darauf wartet, dass sich die Verhältnisse zuerst ändern, sondern die Freiheit probeweise schon einmal vollzieht. Wir wünschen Ihnen eine Diagonale 26, bei der Sie viele Entdeckungen machen – auf der Leinwand und darüber hinaus, beim genauen Hinsehen, beim aufmerksamen Zuhören, in Bildern und Tönen, die Sie irritieren und von denen Sie sich berühren lassen können.

Dominik Kamalzadeh und Claudia Slanar, Festivalleitung